

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 311.

Samstag, 12. November

1932.



durch die Liebe

ROMAN VON FEDOR VON ZOBELTITZ

38. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Ewerle hatte sich die Havanna angestekt. „Ich rechne auf mein Hausbarometer“, entgegnete er, „das ist Hamburger Fabrikat.“

Merkwürdig — nun lachte der alte Erlau. „Hamburger — na ja! — Föhn kennt ihr freilich nicht, bloß Regen. Ich war ein paarmal da — immer, wenn ich zu Schiff aus dem Ausland kam, immer ein paar Tage. Aber da hat's ewig gepladdert. Warum sehen Sie sich nicht, Herr Ewerle?“

Nun konnte Ewerle seines Sieges ziemlich sicher sein. Der alte sprang vom Thema ab und ging zum Hamburger Wetter über. Das war eine Einsenkung zu gemüthlicher Plauderei. Ewerle nahm wieder im Sessel Platz und wollte von einem Luftdruckminimum, von Teildepressionen und Jobaren sprechen, um bei dem Stoffe zu bleiben und Hamburgs Temperatur zu verteidigen, doch da vernahm man von der Tür her eine zage kindliche Stimme:

„Darf ich herein?“

Jutta flog in das Zimmer, stuzte, als sie Ewerle sah, rief ihm zu: „Grüß Gott, Onkel Tim!“ und stürzte dem Alten in die Arme.

Ewerle zog sich zurück. Noch einmal reichte er Erlau die Hand. „Darf ich Grittie zu Ihnen schicken?“ fragte er.

Erlau nickte. „Ja — sie soll kommen . . .“ Kleine Pause . . . „Ich habe sie lange nicht fröhlich gesehen . . .“ Wieder eine kleine Pause. Er strich mit der Hand über das Haar Juttas, die vor ihm auf den Knien lag . . . „Und lassen Sie doch im Speisesaal einen Tisch für uns reservieren — wir wollen zusammensitzen . . .“

Ewerle verneigte sich und ging. Er schritt ruhig und gemessen, wie nach einer wichtigen kaufmännischen Konferenz, durch das Gemach. Doch draußen hatte er es sehr eilig, er stürmte die Treppen hinab nach den Zimmern Gritties, klopfte an und rief ihr zu: „Fröhlich sein, Grittie! Befehl deines Vaters!“

Aber oben beim Alten schlug jäh die Stimmung um. Erlau hielt Juttas Kopf zwischen den Händen, sah indes über sie fort — mit glasigen Augen, wie in eine Leere hinein.

„Großvater“, flüsterte Jutta, nichts weiter.

„Ja, mein Kind“, sagte er und suchte die Gedanken zusammen, als habe er geträumt. „Ich hörte, du nanntest ihn Onkel Tim, du steckst also auch im Komplott?“

„Nein, Großpapa, so ist es nicht. Was sich zwischen ihm und der Mutter angesponnen hat, das habe ich erst gestern erfahren. Aber ich bin nicht unglücklich darüber, ich habe den festen Glauben, daß alles gut wird. Ich kenne den Mann.“

„Er hat auch mir nicht gerade mißfallen, Jutta,

nein — es liegt etwas in seiner zubeißenden Offenheit. Er ist nur nicht der, den ich für Grittie haben wollte, es war mein Fehler, daß ich sie zu zwingen drohte — ich habe es auch wieder gutmachen wollen — der Esel, der Stämpfeli, hätte nicht erst in mich hineinzureden brauchen wie in eine kranke Kuh. Ich wußte allein, was ich zu tun hatte. Ich wollte — äh, ganz gleich . . .“

Er zog Jutta auf seine Knie. Sie verstand ihn nicht, hatte aber Erbarmen für ihn. Es ging eine tiefe Erschütterung durch den alten Mann, weil er spüren mußte, daß die zähe Widerstandskraft der Erlau wie in ihm so auch in seiner Tochter lebte.

Liebevoll drückte er ihren Kopf an seine Brust. „Jetzt bin ich ganz allein, ganz allein, Jutta“, sagte er klagend, „was soll aus dem Erlenshof werden? Verkauft ihn — und scharrt mich irgendwo ein!“

„Großvater, rede nicht so! Ich lebe doch auch noch!“

„Für deinen Vater, nicht für mich.“

„Für euch beide . . .“ Nun wurde sie unwirsch und sprang auf . . . „Vater und ich könnten schon morgen den Erlenshof übernehmen — er hängt nicht mehr an seinem Posten — aber er kennt dich und du kennst ihn —, zwei Menschen wie ihr kommen schwer zueinander. Das fürchtet er.“

„Unsinn, Jutta! Ich würde euch den Teufel in die Quere geraten. Nehmt ihr die Klitsche, gut — da könnt ihr euch ohne mich mit der Schwefelbände am Schieferbruch und in den Fabriken zanken und den Melkern in die Butten gucken — ich zieh' mich zurück. Ich könnte Gritties Villa in Interlaken kaufen, die braucht sie ja nicht mehr, wenn sie erst in Hamburg sitzt und die Schweiz hinter sich hat . . . Grittie“, rief er der Eintretenden entgegen, „was soll deine Villa kosten?“

Grittie schrak ein wenig zusammen, als sie, noch an der Tür, die ihr laut zugeworfene Frage hörte. Sie wußte nicht, was das heißen sollte. Aber sie sah Juttas aufgeheitertes Gesicht und ihr listiges Augenzwinkern, lief ihrem Vater entgegen, mit jungen Schritten und lachender Miene, umschlang ihn und sagte: „Du wolltest mich wieder mal fröhlich sehen, Papa — schau mich nur an, ich bin es, weil ich glücklich bin . . .“

Es war ein leichtes Spiel mit dem Empfinden, es lag vielleicht auch Vorberechnetes in diesen Worten, aber es war nichts Erlogenes. Und da wurden dem gefühlszermürbten Alten unwillkürlich die Augen feucht — „D du Rangel!“ gluckste er und hielt sie fest und küßte sie ein paarmal, wie er sein Kind seit zwanzig Jahren nicht geküßt hatte, herzlich und feucht. —

Am Abend wiederholte sich die Verlobungsfeier bei vorgeführer Speisefarte, wie sie gestern ein Frühstück nach Hamburger Menü gewesen war. Im Speisesaal saßen Erlau, Grittie, Ewerle und Jutta an einem blumengeschmückten Sondertische, die Herren im üblichen Smoking — es ging nicht ohne die Sackjade, obschon Erlau sie haßte —, die beiden Damen im derzeit Zu-

ständlichen der Mode. Ringsum eine glänzende Gesellschaft, meist Großbritannien, Vereinigte Staaten und Schweden, in gelungenen Abgüssen äußerster Vornehmheit, alle ungemein lebhaft und heiter ohne fühlbaren Grund und alle mit sich wiederholender Kopfdrehung nach dem Tisch der Bier mit den kostbaren Orchideen in geschliffenen Kelchen — für die Blumen hatte Ewerle gesorgt. Erlau war aufgespritzt und in Laune, trank rasch und ließ sich von Ewerle unermüdet von seinen Geschäften erzählen und seinen weltumgreifenden Handelsbeziehungen, das hörte der alte Globetrotter von einst mit Vergnügen, Ewerle beherrschte die Stimmung. Stillere waren die Damen, kamen auch wenig zu Wort, aber waren innerlich froh. Ja, das waren sie: Grittie über ihren Erfolg, den taktischen Sieg ihres Tim, den Ausblick in die Zukunft. Jutta über ihre Mutter, auch über sich selbst, denn nun hoffte sie wieder, ihren Vater für den Erlenhof zu gewinnen.

Sie wohnte natürlich in der Villa Rosa, es war ein lustiges Leben mit den Mädchen, so wie in Bern und Wengen, kindsköpfiger Übermut huschte durch alle Räume, sie nahm auch an dem Unterricht teil, der in diesen Halbferien wie gewöhnlich wenig ernst genommen wurde, und trieb sich mit den andern auf den Sportplätzen herum, Eisgefunkel in den Adern, ungebundene Seligkeit im Herzen und in den Gliedern. Dachte sie noch an Sixtus? Nein, der war in die Ferne gerückt — der Einundzwanzigste war vorüber, vielleicht kam er gar nicht — o Gott, das wäre das Beste — lieber armer Sixtus, farewell! Sprang noch einmal ein flüchtiger Gedanke in ihr auf, ein Juden und Schwingen in ihren Nerven, ein Quirlen im Blut — es verwehte schnell in der Winter Sonne, beim Eislauf, beim Rodeln, im rasenden Bobsleigh.

Da war Herr Arthur Kimnich, Regierungsrat aus Berlin; solange der in Grindelwald blieb, unternahm Jutta öfters mit ihm, mit Hede Stetten und andern aus der Pension weitere Skiausflüge. Onkel Tim hatte Hedes Zukünftigen natürlich noch einmal zu Tisch geladen, der alte Erlau war dabei und staunte: War das denn noch der miesepettrige Kerl vom Silberhorn in Wengen und vom Jungfrauoch? Der sah ja auf einmal ganz frisch aus und hatte alle Schüchternheit verloren, und in der Halle des „Bären“ tanzte er sogar und hüpfte und hopfte und verdrehte die Beine und den Oberkörper beim Tango oder Foxtrott oder wie diese Rauflosigkeiten hießen. Auch Jutta war daß verwundert, wie der Überscheue sich gemausert hatte. Weiß war auf einmal Weiß für ihn geworden, er fürchtete nicht mehr vor blühenden Augen und einer Busenrundung, er scharwenzelte um die Mädchen herum und tat schön — hatte auch äußerlich gewonnen, sah recht gut aus in seinem Sportdreh, und über die Sprungschanze am Weg zur Rütshinenschlucht fauste er auf federnden Sohlen, als habe er die Geschwindigkeit in sich. „Meine Erziehung!“ brüllte sich Hede, und es schien, als setze sie die Erziehung noch fort. Eines Spätnachmittags hatte Jutta eine Besorgung im Dorfe und stieß auf Hede, die gerade ein kleines Hotel oberhalb des Terrassenweges verließ. „Wo kommst du denn her?“ fragte sie. Hede kämpfte eine leichte Verlegenheit nieder und antwortete offen: „Von Arthur, der wohnt hier.“ „Na, na“, sagte Jutta, „wenn das der Spitzbogen erfährt — eine junge Dame allein im Zimmer eines jungen Herrn.“ Da kriegte Hede einen roten Kopf, lachte aber und erwiderte: „Die junge Dame ist in drei Monaten die Frau des jungen Herrn und hat noch mancherlei Gewichtiges mit ihm zu besprechen.“ „Psychoanalytisches“, sagte Jutta und lachte auch und dachte: Fromme Blondheit ist noch keine ewige Tugend. Aber das behielt sie für sich.

Der alte Erlau schien sich in das unvermeidlich Gewordene gefunden zu haben. Er stand auf gutem Fuße mit Ewerle und setzte sich häufig mit ihm am Abend im Barraum des Hotels fest, während Grittie und Jutta in der großen Halle blieben; sie hatten Anschluß an einen kleinen Kreis lebenswürdiger Ausländer gefunden, tanzten auch gern einmal, selbst Grittie, die auf dem Umweg aus einem gefährlich werdenden Alter sich ein

lebendiges Stillsitzen Jugend zuzuerobert hatte. Jutta freute sich über ihre schöne Mutter, die schnell in den Mittelpunkt des Hoteltebens gerückt war und doch aus dem Gesamtbild dieser zusammengewürfelten Gesellschaft herausfiel, weil sie in allem, in der behutsamen Zurückhaltung ihres Wesens den Herren gegenüber, in der Leichtigkeit ihres Verkehrstons, auch in der Wahl der Toiletten ihre Eigenheit bewahrte. Gerüchte umschwirrten sie, der Gasthausklatsch baute eine Märchenfantasie um sie auf, aus ihren Scheidungen wurden jabelhaft pikante Romane; der hatte das gehört, der das, in den Geschichten, die über sie im Umlauf waren, überschritten sich die Grundlinien und verstrahlten sich phantastisch. Nur ein junger Schweizer stand augenscheinlich auf sicherem Boden. Der alte Erlau — Donnerwetter! — der hatte ein tolles Leben hinter sich, ein Berschwender, der zum Geizhals geworden war, jedenfalls der reichste Mann im ganzen Oberland — steinreich erst recht der Mann aus Hamburg, der spielte Fiangball mit seinen Millionen — und Fräulein Jutta zweifellos die glänzendste Partie zwischen den Grenzen der Schweiz. Das waren Vollaufforde in den Ohren der jüngeren Herren. Jutta war zumeist an den Abenden im überfüllten „Bären“ und ließ sich die Umhüllung gefallen, tauchte unbewußt in das Gewühl von Grelle, Gier und erdichteter Lust und stellte sich in der Villa Rosa in der Badestube unter die Warmwasserbrauerei, ehe sie zu Bett ging, um gut zu schlafen.

Ewerle plante im geheimen baldige Abreise. Er liebte diese anorganische Betriebsamkeit nicht und ging der Masse Mensch gern aus dem Wege. Aber auch die jähe Anhänglichkeit des alten Erlau wurde ihm un bequem. Seine feine Zunge sträubte sich gegen die Unmasse verschiedener Cocktails, die Erlau in die Kehle goß, wenn sie in den Sesseln des Barzimmers saßen, immer an denselben Plätzen, während auf den Hochstühlen am Schenktisch ein paar Herren klebten, die Beine baumeln ließen, mit verschobenen Hosen über den ladierten Pumps, und sich beim Whisky-Soda überlaut und mit Lachgebrüll unterhielten, unbekümmert um die vier alten Damen, die regelmäßig in einer Ecke ihr Bridge spielten. Ewerle wußte auch bald nicht mehr, was er Erlau immer noch vorerzählen sollte. Setzte man sich, so schlug Erlau ihm auf die Schulter und rief: „Na, und nun erzählen Sie mal.“ Nie fiel eine Frage, die im Interesse seiner Tochter liegen konnte, ihre Heirat schien ihm völlig gleichgültig geworden zu sein, er erwähnte sie überhaupt nicht, und als Ewerle einmal von dem hübschen Elbschlößchen sprach, das er für sie mit Vorkaufsrecht gemietet hatte, nickte Erlau nur und fing dann wieder an: „Nu erzählen Sie mal — wo waren wir denn stehengebunden — ja Ruba, der Kohrzucker.“ Und Ewerle mußte wieder seine Geschichten spinnen, bis der Alte mit den Augen zu plinken begann und müde wurde.

Nur an den Vormittagen hielt er sich noch frisch. Dann machte er seinen Spaziergang und stellte sich öfters vor der Villa Rosa auf, wühlte die Hände um den Mund und schrie mit gewaltiger Stimme nach Jutta. Die mußte dann immer zu seiner Verfügung sein, doch auch sie merkte, daß irgend etwas im Gedankenapparat des Großvaters nicht mehr so recht in Ordnung war. Schon sein unmäßiges Trinken war ihr aufgefallen — auf dem Erlenhof hatte er sich nur an seine Landweine gehalten, jetzt aber trank er mit Vorliebe den schwersten Champagner und schüttete ihn hinunter, meist aus Wassergläsern. Von der Mutter konnte Jutta überhaupt nicht sprechen, da winkte er mit einem „Weiß schon!“ ab, aber von ihrem Vater ließ er sich erzählen, von seinem Abschiedsgeßuch, seinem Wunsch, in der Schweiz zu bleiben, und von ihrer Hoffnung, daß er nun doch den Erlenhof übernehmen werde. Das schien ihm einzuleuchten, dennoch schüttelte er zuweilen den Kopf und hatte seine Bedenken, ob der Herr General-Konful sich in Viehzucht und Mollerei, in den Schiefer und die Schokoladenindustrie hineinfinden würde, und brachte damit wieder das Hoffen Juttas auf Einordnung in ein neues Leben ins Schwanken.

(Fortsetzung folgt.)

„Pepitos Erwachen...“

(Aus einem spanischen Kinderleben).
Novelle von Erica Grupe-Böcher.

Eigentlich war er der Späsmacher der Markthalle von Alicante.

Aber keiner von den Männern und Frauen, die gleich seiner Mutter, täglich ihre Waren in der Markthalle dieser reizvollen Küstenstadt am Mittelländischen Meer feil hielten, war sich darüber klar, ob der etwa zwölfwährige Junge im Grunde ein gerissener Strid war, der aus Bequemlichkeit mit Berechnung die Rolle des Tunichtgut und halbwegs Beschränkten spielte, oder ob das Schicksal „das Vaterchen“ tatsächlich so tiefmütterlich mit Geistesgaben bedacht hatte? Aber man duldete ihn um seiner prächtigen Mutter willen, die ihren Mann als Hafnarbeiter verloren. Im sauberen, weißblau gestreiftem Waschkleid, weißer Schürze, und der für die Marktfrauen typischen weißen gefalteten Haube, stand sie schon immer als eine der ersten an ihrem Stand. Zwar war ihr Pepito beim Ausschichten all des köstlichen Obstes und Gemüses behilflich, das man hier in Spanien schon jetzt im Januar erntete, den jungen Erbsen, Artischocken, Blumenkohl, Tomaten, aber es konnte ihm plötzlich einfallen, einen ganzen Korb mit Apfelsinen umzustößen, so daß er Mühe hatte, all die entlaufenen goldenen Bälle wieder zusammenzufügen.

Eines Tages trat ein Umschwung in seinem nutzlosen Dasein ein. Die wieder höher kletternde Sonne brachte täglich mit den anlegenden Dampfern Bergnügungsreisende, die man auch in der Markthalle als Käufer schätzte. Bieles leicht traten zwei der ausländischen Damen gerade an den Stand von Pepitos Mutter, weil rings die Männer und Frauen durch temperamentvolles Schreien und Gestikulieren ihre Aufmerksamkeit auf sich lenken wollten. Sie aber legte nur ihr ganzes Wünschen und Hoffen in den Zauber ihres Lächelns und in die Grazie ihrer halb bittenden, halb empfehlenden Handbewegung, mit der sie auf ihre Fräulein deutete. Während die Mutter dann den beiden Damen die gefausten Mandarinen abzählte, sah Pepito hinter ihr und klappte mit geschickten Fingerringen eine Melodie auf seiner kleinen Mandoline. Die Mutter beachtete ihn absichtlich nicht, denn bei seiner Unberechenbarkeit war er im Stande, den Damen plötzlich die Zunge herauszustrecken.

Den beiden Fremden gefiel der hübsche Junge, sie warfen ihm beim Weggehen zwei große Kupfermünzen in den Schoß und lobten: „Du machst deine Sache ganz gut!“

Erstaunt betrachtete er das Geld. Meiner Treu, es waren wirklich zwanzig Centimos! Ein Nachbar, der den kleinen Vorgang verfolgt, meinte: „Siehst du, Strid, weil den Fremden dein Spiel gefiel!“ Und seine Mutter sagte: „Du darfst es behalten. Es ist dein erstes selbstverdientes Geld!“ Da schob er die zwei Kupfermünzen, die plötzlich seine Seligkeit bildeten, in die Hosentasche und trotzte davon. Aber ganz deutlich hörte er noch, wie seine Mutter zu einer Nachbarin sagte: „Ja, — vielleicht könnte er, wenn er wollte! Aber, weiß Gott, ich als seine eigene Mutter werde nicht flug aus ihm!“

An einem kleinen einsamen Platz blieb er stehen, auf dem auf den hohen Platanen tausende von Staaren jubelten, die sich hier auf dem Rückflug von den nordafrikanischen Küsten nach dem Norden ausruhten. — Was sollte er können, wenn er wollte? Der Lehrer hatte ihn aus der Schule weggejagt, weil er mit seinen Unberechenbarkeiten die anderen Kinder ansteckte und verdarb. Mangelnde Schulbildung nahm man zwar hier in Spanien, dem Lande des Analphabetismus, nicht schwer. Aber — war er nicht seiner Mutter eine Last?

Er strich am Frühschmitten zum imposanten, mit vierfachen Reihen von Dattelpalmen gezielte Uferpromenade am Hafen, an der viele große Hotels, Cafés und Barken die Fremden anzogen. Niemand achtete des halberwachsenen Knaben, der hinter einem Pfeller dem lebhaften Treiben eines Cafésaufes zusah. Es spielte sich jetzt im Zauber der Januarsonne bereits an den kleinen runden Marmorischen im Freien ab. Seine Aufmerksamkeit richtete sich besonders auf zwei junge Musiker. Das Klavier stand auf einem Podium an der äußeren Hauswand. Der Geiger zu Seiten des Klavierspielers hielt beim Spiel die Augen fast immer geschlossen, mit zurückgeneigtem Kopfe. Wenn er sie aber öffnete, ging ein glanzloser Blick in die Weite. Dieser leere Blick bohrte sich in Pepitos Seele ein.

Er neigte sich zu einem Soldaten, den er von der Markthalle her kannte, und fragte leise: „warum denn der Geiger die Augen geschlossen halte?“ „Weil der Armste blind ist!“ lautete die Antwort, „aber er muß sich Geld verdienen.“

Pepito lauschte gedankenvoll. Sogar der Blinde spielte, um seinen Unterhalt zu verdienen. Und er, der gesunde

Pepito, lag seiner Mutter fast auf der Schulter, um war, als ob er endlich erwache.

Als beide Musiker jetzt eine Pause machten, und sich still in eine Ritze neben dem Podium setzten, schlich Pepito sich zu dem blinden Geiger, drückte ihm seine zwanzig Centimos in die herabhängende Hand und schloß diese über dem Gelde mit einem Druck zusammen, der heißen sollte: „Das ist für dich! Behalt es!“

Dann setzte er sich auf eine Treppenstufe daneben und begann auf seiner Mandoline zu spielen. Zuerst besangen, dann zuversichtlicher, als man rings bei diesem neuen Klang aufhorchte, und einige ihm zunähten. Bisher hatte er nur aus Langeweile alle diese Melodien nachgeklimpert, die er in seiner sangesprochen spanischen Heimat aufgesungen. Jetzt gab er sich mit seinem angeborenen musikalischen Sinn und Feingefühl für gute Rhythmit Mühe.

Als er geendet, hatte er es nicht nötig, sein Köppchen zu ziehen und von Tisch zu Tisch zu gehen, denn im flogen von allen Seiten Geldmünzen zu. Das benahm ihm fast den Atem. Vor seinen Augen tanzten goldene Sonnen. Abermals selbstverdientes Geld? Er dankte mit einem Lächeln, ging davon, und setzte sich, als er außer Schweiß war, in Laufschrift, bis er dicht an die Markthalle kam. Da blieb er stehen. — Er hätte jubeln, weinen oder herausschreien mögen vor Erregung und Freude.

Sein veraltetes Leben sollte sich nun wenden. Morgen würde er neue Melodien ausprobieren. Nachmittags ließ er dann vor den Fremden seine kleine Kunst hören. Das Geld würde er immer seiner Mutter bringen —

Und sie würde ihn küssen, — und würde nie mehr traurig sagen . . . „D, er könnte, wenn er nur wollte . . .!“

Letzter Fluchtversuch.

Skizze von Otto König.

Nun war alle Hoffnung begraben. Denn eben schloß sich hinter dem Gefangenen die Tür, die sich nur öffnen sollte, wenn der letzte Gang angetreten werden mußte. Das Ministerium hatte ja nicht auf das Gnadengesuch geantwortet.

Der Verurteilte sah auf seiner Britsche. Die letzte Nacht! Das Frauen packte ihn. Er starrte die Wand an, die im Mondlicht gepeinstlich weiß leuchtete. Schatten huschten darüber hin wie Gestalten im Film. Und dann wuchsen aus der Mauer heraus dunkle Gestalten, marschierten mechanisch auf wie Marionetten, an einem einzigen Band gezogen. Zwölf Mann standen mit einem Rud. Setzten das rechte Bein vor. Hoben das Gewehr.

Zwölf Mündungen wuchsen unaufhaltsam zu immer größeren Kreisen. Schwollen zu gewaltigen Strudeln, die in tollem Wirbel alles verschlangen. Und in ihrer Mitte laueren als einzige ruhende Punkte zwölf Geschosse. Riesenhaft. Bereit, das Leben zu zerreißen, zu zerdrücken.

Der Gefangene kratzte die Hände in den Mund. Er wollte nicht brüllen vor Entsetzen, denn er hatte in der grauenhaften Stille Angst, irrsinnige Angst vor seinem eigenen Geschrei.

Doch die wirbelnden Gewehrmündungen sogten ihm das Gehirn aus dem Kopf. Er warf sich auf die Britsche, um die Wand mit ihrem grauenhaften Film nicht länger sehen zu müssen. Er begrub das Gesicht in das harte Rissen. Doch jetzt bohrten sich die Geschosse heiß brennend in seinen Rücken ein, wie es morgen sein würde, wenn sie ihn rittlings auf den Stuhl setzten und von hinten erschossen.

Hundertmal litt er jetzt auf der Britsche die Qualen des Todes. Hundertmal in einer kurzen Minute. Und dann sprang er auf, vom Irrsinn getrieben, warf sich gegen die Zellentür, als könnte er das Eisen sprengen, trommelte mit den Fäusten gegen das kalte Metall.

Die vergitterte Klappe in der Tür flog auf. Das Gesicht des Postens stand in der schmalen Öffnung. Er schleuderte dem Gefangenen wütende, haßerfüllte Worte entgegen: „Laß den Lärm, du Feigling! Dein Vaterland hast du verraten, und jetzt bis du verrückt vor Angst. Sei ruhig, wenn du nicht noch Schläge haben willst, bevor sie dir morgen zwölf Schüsse in den Balg jagen!“

Die Klappe schlug zu. Der Verurteilte sackte an der Tür zusammen. Und dann sprang er auf, vom Entsetzen gejagt, denn so würde er auch morgen zusammen fallen wie ein schlapper Sack, wenn das Kommando auspeitschte: „Feuer!“

Er stolperte zum Fenster. Preßte das fieberheiße Gesicht an die Gitterstäbe, rüttelte in wahnsinniger Wut an den Eisen, die ihn von der Freiheit, vom Leben trennten.

Und dann war er plötzlich ruhig. Gebannt von einer

5
 Stiefbahn,
 Sport-
 pelle Mar
 & Co.
 (no u. Rep.)
 III.
 Antioff und
 e soll ner
 untergeich-
 tagabent-
 Rou, 1882.
 F906
 torenll.
 resbetriebe
 Zimmer 21.

Theatergeschichten.

Von Karl Verbs.

Adele Sandra, die unvergängliche Adele, gastierte in Hamburg. Ein Vertreter der Direktion, Doktor Sowieso, leitete die Empfangsfeierlichkeiten, und Adele betrachtete ihn mit Wohlgefallen. „Sie sind ein hübscher Mensch“, sagte sie.

„Schöne Zähne haben Sie. Lachen Sie mal!“

Es fiel dem also Angeredeten nicht schwer, diesem Wunsche zu entsprechen. Adeles ebernes Antlitz leuchtete.

„Junger Mann“, sagte sie hingerissen, „wenn ich jetzt dreißig Jahre jünger wäre, würde ich Sie zum Abendessen einladen. Da hätten Sie nichts zu lachen.“

*

Im Jahre 1901 gab es zu Leipzig großen Schauspielerschied — „Revirement“ nennt man den gleichen Vorgang im diplomatischen Leben. Ein waderer Kaufmann sah sich dadurch zu nachdenklicher Betrachtung gestimmt.

„Sie gehen also doch weg?“ sagte er zu Jäger.

„Ja.“

„Ann Julius Oddo (hochdeutsch: Otto) doch?“

„Ja.“

„An Ruskav Puchard (hochdeutsch: weich anfangen) doch?“

„Der auch.“

Pause.

„Um dahn ises eejentlich schade“, sagte der Leipziger schlüch.

*

Bei einem Gastspiel in Riga irrte Ernst von Bossart mit einem Kollegen durch die Straßen, auf vergeblicher Quartiersuche. Alles war besetzt; die Leute waren unfreundlich, und die Nacht war kalt. Schließlich gerieten sie zu einer älteren Witwe, die nicht abgeneigt schien, eine Dachlammer herauszurücken. Als sie indessen hörte, daß sie Schauspieler vor sich hatte, wandelte sich ihr Wesen zu heftiger Abwehr. Bossart stieg die Treppe hinab; der andere aber ließ sich mit der Witwe ein, es gab auf beiden Seiten wilde Worte, und schließlich äußerte die Witwe schwer beleidigende Auffassungen über die Sitten des Schauspielersstandes. Der unmittelbare Betroffene lief blau an. „Wissen Sie was?“ brüllte er. Und er teilte der Witwe mit, welche Tätigkeit sich für sie nach seiner Auffassung aus der Situation ergab.

In diesem Augenblick hallte Bossarts schönes Organ durch das Treppenhaus! „Darum möchte auch ich höflichst gebeten haben.“

*

Die Brüder Otto und Ludwig Brahm besaßen nebenbei eine fürchtbare Virtuosität im Verüben gräßlicher Wortwige. Sobald sich dazu Gelegenheit bot, pflegte Otto den Ludwig und Ludwig den Otto anzubliden, und beide setzten vollkommen gleichzeitig mit großmütiger Handbewegung: „Nach du ihn.“

Ludwig war ein schwerkranker Mann. Schon in jungen Jahren erlitt er im Theater den ersten Schlaganfall. Man trug ihn ins Konversationszimmer, und das ganze Personal verammelte sich besorgt um den Diwan. Brahm schlug nach einer Weile die Augen auf, sah den über ihn gebeugten Direktor an und sagte mit schwacher Stimme: „Grüßen Sie die Witwe Brahm.“

*

Kurz vor seinem Ende aber, als Brahm in Bad Tölz vom Schlage betroffen wurde, sagte er, aus der Ohnmacht erwachend, mit einem schmerzlichen Lächeln: „Das war Toelz' Geschloß.“

*

In Hamburg wollte man einen Theaterdirektor einäschern, der in Hamburg geboren, aber auswärts gestorben war. Ein großes Trauergefolge war im Ohlsdorfer Krematorium verammelt; infolge irgendeines technischen Zwischenfalls aber traf der Sarg mit dem Verewigten nicht ein. Man wartete eine Stunde, man wartete anderthalb Stunden; es wurden zwei Stunden daraus. Niemand wußte mehr, was er tun oder sagen sollte. Plötzlich tönte Ludwig Brahms Stimme vernehmlich durch die peinliche Stille:

„Das sollte sich einmal ein Schauspieler herausnehmen!“

blühartigen Erkenntnis: Ein Eisenstab bewegte sich. Der Mann rüttelte wieder, seine Fäuste erfüllt von der übermenschlichen Kraft unbändigen hoffnungsvollen Lebenswillens. Der Zement knisterte leise. Die Freiheit rief.

Der Gefangene wußte nicht, wie lange er arbeitete. Er wußte auch nichts vom Schweiß, der seinen Stürzlingsanzug durchnäßte, nichts vom Blut, das ihm unter den Nägeln hervorquoll. Er wollte leben, leben, leben, und der Eisenstab löste sich aus den Fugen des verwitterten Mauerwerkes.

Die Öffnung genügte. Der hager gewordene Leib konnte sich hindurch zwängen. Die Todeszelle lag nicht hoch. So wurde der Flüchtling vom Fall auf den grasbewachsenen Boden nur für Augenblicke benommen. Er raffte sich rasch auf, sprang in das schützende Dunkel am Fuß der Umwallungsmauer.

Dort oben ging ein Posten. Er trug das Gewehr sorglos über der Schulter. Sein Schatten schlenderte über den Hof, froh an den Wänden des Gefängnisses hoch, verdeckte für einen Augenblick die Lücke dort oben im Gitter der einen Zelle.

„Das Schicksal will meine Flucht begünstigen!“ dachte der Verurteilte, und er fühlte, wie die Tatkraft seine Muskeln spannte. Er blickte an der Mauer hoch, wartete, bis der Schatten des Postens in der Ferne mit dem Boden verwich, trat zurück und sprang.

Seine Finger erreichten eben den Mauerrand. Er hing einen Augenblick an den ausgestreckten Armen. Dann zog er sich hoch, konnte einen Arm aufstemmen, einen Fuß auf die Mauer schwingen, lag einen Augenblick erschöpft tiefatmend dort oben. Das Blut pochte ihm laut in den Schläfen: Frei!

Da blickte drüben, wo der Posten vorhin untergetaucht war, Mündungsfeuer auf. Eine Kugel spritzte unter den Füßen des Flüchtlings Mörkel von der Mauer. Ein zweiter Sprung trug den Verurteilten in den Graben vor der Mauer. Triefend stürzte er aus dem Wasser, leuchtete in die nächtliche Heide hinaus. Niederes Buschwerk schloß seine schützenden Arme um ihn, schien der nachgejagten Schüsse und des Alarms dort hinten zu spotten.

Der Flüchtling lief wie ein gehetzter Hund. Er hörte nichts mehr von seinen Verfolgern, und doch war es ihm, als müßte hinter jedem Busch, der gespensisch gegen das fahle Mondlicht stand, ein Soldat hervortreten, ihm den Weg ins Leben verbauen. Er schrad vor dunklen Baumgruppen zurück, schlich Bodenwellen entlang, stolperte, glaubte eine kalte Faust im Nacken zu spüren und sah aufatmend, daß ihn nur ein Ast geschlagen hatte.

Dann stand er plötzlich auf einer Straße. Er wollte sie aufs Gratewohl ein Stück weit benutzen, weil er auf ihr rascher vorwärts kam. Er lief am Straßenrand entlang. Tief und tief, leuchtend und mit dröhnenden Ohren.

Ein stehender Schrecken hemmte unvermittelt seine Hast. Ein Schatten war vor ihm ausgewachsen, und der Flüchtling erkannte die Militärmütze, sah das blanke Koppelschloß leuchten: Verfolger!

Er handelte völlig mechanisch unter dem zwingenden Einfluß sinnloser Wut und Angst. Seine Hände schlossen sich wie Zangen um den Hals des Soldaten, preßten, preßten sich immer tiefer in das Fleisch hinein. Ließen erst los, als aller Widerstand erlahmte, als der Kopf mit den starrenden Augen zurücksank, die Arme schlaff herunter hingen. Da warf der Flüchtling das leblose Bündel weit von sich in den Strangengraben: Frei!

Eine Viertelstunde später lief er seinen Verfolgern in die Arme. Sie fielen zu fünft über ihn her und schlugen ihn fast tot, bevor er sich gefangen gab. Er war in seiner Angst im Kreise gelaufen, zurück zum Gefängnis.

Man brachte ihn noch rechtzeitig ein, um ihn zur anberaumten Stunde zur Hinrichtung zu schleppen. Vielleicht hatte ihn die Angst schon getötet, als man ihn im Morgenrauen auf den Stuhl band. Denn sein Körper bäumte sich nicht mehr auf, obwohl ihn zwölf Kugeln in den Rücken trafen.

Man hatte eben sein Grab zugeschaufelt, da brachte ein Bauer mit seinem Wagen einen Soldaten, den er röhelnd im Strangengraben getroffen. Der Mann erholte sich langsam, konnte Meldung erstatten: Er hatte den Auftrag erhalten, mit seinem Rad einen Befehl vom Korpskommando zum Gefängnis zu bringen. Ein Schaden an seiner Lampe zwang ihn im Wald zum Halten. Und da war plötzlich ein Mann aus der Dunkelheit auf ihn gesprungen wie ein wildes Tier, hatte ihn gewürgt, daß er die Besinnung verlor.

Der kommandierende Offizier war ungeduldig: „Wo ist der Befehl?“ Mühsam neigte der Kranke ein Papier aus der Tasche. Der Borgefetzte überslog es, ließ die Hand sinken. Die Begnadigungsurkunde für den zum Tode Verurteilten kam zu spät. Es war seine eigne Schuld gewesen.